

„Urteile nicht“ —

Eine aszetische Weisheit und mehr als dies

Josef Sudbrack SJ, München

In den Sprüchen der Wüstenväter wird erzählt: „Ein Bruder hatte gesündigt und wurde vom Priester aus der Kirche gewiesen. Da erhob sich auch Altvater Besarion und ging mit ihm hinaus, indem er sprach: ,Auch ich bin ein Sünder!‘“

Offenheit zur Barmherzigkeit Gottes (Spruchweisheit der Wüstenväter)

Seite für Seite finden sich in den Sammlungen ähnliche Anekdoten und Weisheitssätze, wie sie von Besarion, einem wegen seiner harten Aszese berühmten sketischen Mönch des vierten Jahrhunderts, erzählt werden. Oftmals wird dies ‚Urteile nicht‘ zur Maxime, zur ‚Kurzformel‘ für das geistliche Leben. Der weitbekannte Abt Paphnutios bekam von seinem geistlichen Vater mit auf den Weg: „Tu keinem etwas Böses und urteile über niemand! Das beachte, und du wirst das Heil finden.“

Ammonas, der Nachfolger des Urvaters aller Mönche, des großen Antonios, lebte so sehr aus der geistlichen Haltung des ‚Urteile nicht‘, daß er es sogar fertig brachte, mit einem bauernschlauen Trick seine Umgebung hinters Licht zu führen. Den zum Bischof Erhobenen führten die Bewohner eines Dorfes in ein Kellion, in die Zelle eines Mönches; dort sollte sich ein Weib befinden. Der Mönch, auch sonst übel-beleumundet, versteckte die Frau schnell in einem Faß. Altvater Ammonas aber überblickte sofort die Lage – eine andere Überlieferung deutet an: „um Gottes willen“, also in gnadenhafter Eingebung. „Er trat ein, setzte sich auf das Faß und ordnete eine Untersuchung des Kellion an.“ Man klopft alles ab, konnte die Frau natürlich nicht finden. „Da sagte Altvater Ammonas: ‚Was ist das? Gott soll euch vergeben (daß ihr den Bruder verleumdet habt).‘ Er ließ ein Gebet verrichten und hieß alle hinausgehen. Dann nahm er den Bruder bei der Hand und ermahnte ihn: ‚Gib auf dich acht, Bruder!‘ Nach diesen Worten ging er weg.“

Solche Geschichten sind mit einem ähnlichen Lächeln zu lesen, mit dem sich die Israeliten über den Betrug des Jakob an seinem Bruder Esau und seinem Vater Isaak amüsierten. Die kleinbürgerliche Notiz K. Heussis – „in manchen Einzelheiten gewiß nicht unbedenklich“ – geht ebenso an der Sache vorbei wie die schulmeisterliche Warnung des gelehrten Jesuitenherausgebers H. Rosweyde: „Mirandum . . . non imitandum! Stau-

nenswert, doch nicht nachzuahmen!“ Dasjenige, was mit diesen Anekdoten gesagt wird, steht zu sehr in der Mitte der mönchischen Lebensführung; man darf es nicht mit einem bedauernden Seitenblick übergehen. Zu Recht macht sich U. Ranke-Heinemann ein anderes Urteil des eben genannten evangelischen Kirchengeschichtlers K. Heussi zu eigen: „Kaum ein zweites Wort des Evangeliums hatte für die Mönche eine solche Bedeutung wie die Mahnung: Richtet nicht.“ Wir gingen an einer christlichen und humanen Grunderfahrung vorüber, wenn wir die Anekdoten ins Kuriositätenkabinett verweisen würden. Die frühen Sammler und Redakteure der Vätererzählungen haben auf jeden Fall ein ganzes Buch mit solchen Sprüchen gefüllt: „De eo quod non oporteat judicare quemquam. Daß man über niemanden urteilen dürfe!“

Doch was wollen diese Mahnungen? Widersprechen sie nicht der von Mattäus überlieferten Weisung, den sündigen Bruder nach verschiedenen Zurechtweisungen aus der Gemeinde auszustoßen, zu exkommunizieren? Mit Buchstabenexegese ist dieser Weisheit nicht beizukommen. Man muß auf den Menschen, auf seine Situation zugehen. „Ein Soldat fragte einen Altvater: ‚Nimmt Gott die Buße und Reue an?‘ Die Antwort lautete: ‚Mein Lieber, wirfst du dein Gewand weg, wenn es einen Riß bekommen hat?‘ ‚Nein‘, gab der Soldat zurück, ‚ich flicke es und trage es weiter.‘ So kümmert du dich also um dein Gewand! Und Gott sollte für sein eigenes Ebenbild keine Güte bereithaben?“ Auf dem Hintergrund der Güte Gottes beginnen die Anekdoten zu sprechen. Im Angesicht seiner Barmherzigkeit wird alles andere beiläufig, wird es zum Nebenton, den man überhören sollte. Vor der verzeihenden Güte Gottes wurde auch das menschliche Versagen so winzig, daß die Mönche es übersahen. Die Präzision der Sündenkataloge mit den sorgfältig herausgearbeiteten Unterschieden zwischen ‚schwer‘ und ‚leicht‘, zwischen menschlichem Versagen und menschlichem Gelingen, zerschmolz unter der Wärme der göttlichen Liebe. Von ihr her – und von nirgendwo anders aus – erwuchs die menschliche Größe, von der die Anekdoten um das ‚Urteile nicht!‘ berichten.

„Man erzählte vom Altvater Makarios dem Großen, daß er, wie es in der Schrift heißt, ein Gott auf Erden war (Ps 82, 6: Götter seid ihr; ihr alle seid Söhne des Höchsten); denn wie Gott die Welt schützend deckt, so bedeckte Altvater Makarios die Schwächen, die er sah, als sähe er sie nicht, und was er hörte, als hörte er es nicht.“

Um die Weisheit des ‚Urteile nicht!‘ zu verstehen, muß man selbst zuerst einmal das eigene vorschnelle Beurteilen hintanstellen. Eine – gewiß paradoxe – Sprache des Humors versucht etwas zu sagen, was jede sprachliche Fixierung übersteigt: Gottes Güte! Wer aus ihr lebt, hat alle Kategorien von Bescheidwissen und sicherem, selbstsicherem Urteil ge-

sprengt. Vor jedem Urteil, vor allem Verstehen- und Einordnen-wollen schaut ein christliches Auge auf Gott, der sich als gütig, als unbegreiflich gütig erwiesen hat. Gewiß haben Theologie und Predigt viel zu sagen vom Verzeihen und Vergeben Gottes; aber sie kommen Gottes Handeln nur auf die Spur, wenn sie sich zur Tatsache der Versöhnung in Jesus Christus hinwenden, nicht wenn sie zu denken, zu verstehen, zu ordnen und anzuweisen versuchen. Was es heißen soll: Gott ist gut!, wird weder durch neuplatonische Spekulation (alles fließt aus dem einen Quell der ewigen Güte) noch durch ethische Überlegungen (Gott muß gut sein, denn ...) sichtbar. Nur in der Orientierung am ewig unbegreiflichen Faktum des Kreuzestodes Jesu Christi wird erblickt, was es heißt: Gott ist gut, Gott verzeiht und hat schon verziehen! Die Mönchsanekdoten wollen diese Orientierung geben, indem sie einfach hin erzählen, statt zu denken und zu kombinieren.

Der evangelische Kirchenhistoriker H. Dörries hat diese durch und durch theozentrische, sich an Gott ausrichtende Spiritualität der Mönche in den Zusammenhang mit der Demut gebracht. „Dem Mönch, der seiner selbst bewußt wurde, wird es innerlich unmöglich, über einen anderen den Stab zu brechen, und er weiß zugleich, daß die strafende Gewalt (des urteilenden Menschen) nicht das Herz erreicht, wo allein das Geschick des Menschen sich entscheidet.“ Der alles übersteigenden Güte Gottes, die in ihrer Tragweite gläubig-freudig anzunehmen, aber nicht mehr zu begreifen ist, entspricht beim Menschen das Wissen, vor diesem Gott unwürdig zu sein. Die Unterscheidungen, ob man mehr oder weniger unwürdig vor Gott stehe, werden zweitrangig.

Auf dem Boden des eigenen Unwürdigseins vor Gott wird die Brücke zum anderen sündigen Menschen geschlagen. Das gemeinsame Wissen um die Schuld vor Gott schafft jene Solidarität, in der die Menschen einander helfen. So erzählt man von einem Mönch, der vor der Anklage seiner Mitbrüder zum Abt Antonios flüchtete. Es kam zum gegenseitigen Anschuldigen. „Nun war dort zufällig auch der Altvater Paphnutios, der Kephalas. Und er legte ihnen folgendes Gleichnis vor: ‚Ich sah am Ufer des Stromes einen Menschen, der bis zu den Knien im Schlamm stekte. Als aber Leute herzukamen, um ihm die Hand zu reichen, stießen sie ihn bis zum Hals ins Wasser.‘ Der Altvater Antonios sagte über den Altvater Paphnutios: ‚Sehet, das ist ein rechter Mensch, der Seelen heilen und retten kann.‘“ Wer auf festem Boden der eigenen Heiligkeit stehend den anderen retten will, stößt ihn noch tiefer in den Schlamm; wer aus dem umzäunten Gehege der Moral einem anderen die Hand entgegenstreckt, weist ihn zurück. Wer aber zugibt, mit dem anderen, dem Sünder, im Morast zu stecken, wird Gottes Hilfe an sich und an dem anderen erfahren. Alt-

vater Paphnutios stellte sich bedingungslos neben den angeklagten Mönch. „Er weiß sich mit ihm in derselben Tiefe und hat doch zugleich an der Liebe Gottes teil, die auch dem anderen gilt.“

Die Mahnung ‚Urteile nicht!‘ durchzieht die gesamte Mönchsspiritualität. Diese war bis in die Neuzeit hinein das Vorbild für christliches Leben überhaupt. Eine Anmerkung sei gestattet: Vielleicht begreift man anhand solcher Anekdoten, daß die Mönchisierung der vergangenen Frömmigkeit nicht nur zu bedauern ist. Wo solche Anekdoten zur Norm erhoben, aus dem Milieu der „Wüste“ herausgelöst und zum allgemeinen Reglement gemacht werden, verlieren sie nicht nur an Farbe, sondern werden falsch und unsinnig. Ihr Geist läßt sich nicht konservieren; er läßt sich nur leben. Die Mönche aber wollten nichts anderes als christlich leben. Diese selbstverständliche, kaum weiter überdachte Lebenshaltung war der Anstoß, den die „Wüste“ dem christlichen Leben gab.

Es ist typisch, daß die Mahnung des ‚Urteile nicht!‘ dort ihre Sinnspitze verliert, wo sie in breitere Gesetzeswerke und allgemeine Lebensordnungen aufgenommen wird. Von Pachomios, dem Begründer der ersten Mönchsgemeinschaft, wird berichtet, daß ihn ein Mitbruder zu Unrecht grob beschimpfte. Er sagte darauf einfach: „Verzeih mir, ich habe gesündigt. Hast du selbst nie gesündigt?“ Sofort legte sich der Zorn des Bruders. Die darauf folgende Erläuterung zeigt, wie die spirituelle Sinnspitze zur moralisch-pädagogischen Lehre abgeflacht wurde: „... denn wenn du einem bösen Menschen Gutes tust, pflegt er zu einem Gespür für das Gute zu kommen. Das ist nämlich die Liebe Gottes, daß wir uns miteinander abmühen.“ Die Betroffenheit, selbst ein Sünder zu sein, selbst mit dem Bruder im gleichen Schlamm der Schuld zu stecken, gerät in Gefahr „ein pädagogischer Kniff“ zu werden. Man bekennt sich zur Schuld – nicht weil man sich so vor Gott erfährt, sondern Pädagogisches beabsichtigt.

Recht ähnliches liegt in der Antwort, die Pachomios vom Abt Makarios (dem Städter) erhält. Eines Tages fragte er ihn: „Wenn die Brüder nichts auf Ordnung geben, ist es dann gut, sie zu belehren?“ Makarios antwortete ihm: „Weise zurecht und richte über deine Untergebenen; von den Außenstehenden hingegen richte niemand; denn es steht geschrieben: ‚Richtet ihr nicht über die, die drinnen sind? Die draußen sind, richtet Gott‘ (1 Kor 5, 12b–13a).“ Die Unterscheidung: Nach innen urteilen – Nach außen nicht urteilen, verkennt die Spiritualität der mönchischen Weisheit vom ‚Urteile nicht!‘. Sie läßt sich nicht durch Vorschriften zähmen. Sie lebt bedingungslos von der Güte – so wie man es nur in der Wüste zu können glaubte.

Von Basileios, dem anderen Begründer christlichen Gemeinschaftslebens, meint H. Dörries zu Recht: „Keiner der Wüstenväter aber hätte

ihm zugestimmt“ in der Forderung, den Bruder, der vom rechten Weg abweicht, zu überführen, zurechzuweisen und zu strafen. Die Augustinusregel, die noch am meisten vom Geist der brüderlichen Solidarität erhalten hat, ist in den Anweisungen zur ‚Verantwortung für einander‘ und zur ‚Brüderlich-schwesterlichen Zurechtweisung‘ (Kap 6 und 7) ebenso scharf. Der großangelegte moderne Kommentar zur Benediktusregel von A. de Vogué hat zu den entsprechenden Stellen der Hl. Schrift (Mt 7, 1–5; Röm 14, 13) nichts zu sagen. H. Menard, der die Concordia Regularum, die Zusammenschau der Ordensregeln des Benedikt von Aniane, herausgab, hat dem ‚Urteile nicht!‘ wenigstens noch eine lange Anmerkung gewidmet. Verständlich! ‚Urteile nicht!‘ kann für einen Gesetzesgeber doch kaum ein Grundprinzip der Gemeindeordnung werden.

Der Abstand zwischen der geistlichen Erfahrung des einzelnen und den (berechtigten!) Forderungen eines geordneten Gemeinschaftslebens lässt sich aber durch keine Vorschriften und prinzipiellen Festlegungen abschaffen. Jedes moralische System und jede aszetische Weisung – im Sinne der einen wie der anderen Seite – müssen bruchstückhaft bleiben und sich von der anderen Einsicht ergänzen lassen. Beides ist richtig: Alles von der verzeihenden Güte Gottes her zu *beurteilen* und deshalb niemand zu *verurteilen*; wie auch aus der Sorge um die menschliche Gemeinschaft durch Ordnungen und Verordnungen Recht zu sprechen und deshalb auch zu *verurteilen*. Beides ist richtig: Aus der Sündensolidarität heraus auf die verzeihende Güte Gottes zu vertrauen; und in Anstrengung an der eigenen und fremden Besserung zu arbeiten. Das eine lässt sich gegen das andere ausspielen; beide Haltungen sind nicht aus eigener Einsicht restlos aufeinander zuzuordnen; sie sind nur auf die gemeinsame Mitte auszurichten, eben auf Gott, der außerhalb von allem steht, was Menschen an Endgültigkeit zu begreifen glauben, und der zugleich den Menschen den Auftrag gegeben hat, festzulegen und zu begreifen. Erst in Gott lösen sich die Antinomien.

Die Mahnung der Wüstenväter: Nicht zu urteilen, geht zwar kaum in die Kodifizierung des mönchischen und kirchlichen Gemeindelebens ein. Aber als geistliche Unterweisung bestimmt sie weiterhin die Spiritualität des christlichen Lebens. Evagrios Pontikos warnt in seinem Traktat über das Gebet: „Hüte dich, daß du nicht unter dem Vorwand, einen anderen zu heilen, selbst unheilbar wirst und deinem Beten den Todesstoß versetzt!“ In seinen Centurionen über die Liebe kommt Maximos der Bekenner des öfters auf die gleiche Mahnung zu sprechen. Gregor der Große gibt in seinen ‚Moralia in Job‘ dem Mittelalter eine – sicher nicht ganz gelungene – Synthese des christlichen Lebens mit auf den Weg, wo auch dieses ‚Urteile nicht!‘ seinen Platz hat.

Besonders die franziskanische Überlieferung war es, in der die alte Mahnung weitergegeben wurde. Bonaventura, David von Augsburg, Jakob von Mailand und natürlich zuerst das Beispiel des Poverello in seinem Umgang mit Sündern sind einige Namen aus dieser Überlieferung. Ähnliche Stimmen finden sich bei den spätmittelalterlichen Bußpredigern wie Vinzenz Ferrer oder im Umkreis der *Devotio moderna*. „Richte deine Augen auf dich und hüte dich, die Taten anderer zu beurteilen“, schreibt die *Imitatio Christi*.

Zu einem Höhepunkt kommt die Lebenshaltung des ‚Urteile nicht!‘ in den mystischen Bewegungen des 14. Jahrhunderts. In deren Anfängen, schon vor der Jahrhundertwende, heißt es bei Angela de Foligno, daß „Umformung in Jesus Christus“ in ihrer intensivsten Form bedeute: „Über kein Geschöpf urteilen!“ Denn das sei Nachfolge Jesu: „Sich nicht erheben, wenn man Böses beim Nächsten sieht, sondern eher sich zu demütigen; denn in der Schuld des Nächsten findet er sich selbst und sieht überdeutlich das Böse und die Sünden, in die er gefallen ist, oder – wenn er von Gott nicht versucht wurde – in die er gefallen wäre.“

Niemand hat den humanen Hintergrund der Mönchsweisheit besser verstanden als Johannes Tauler, der ‚Seelsorger‘ unter den drei großen „Deutschen Mystikern“. H. S. Denifle stellte in seinem Buch, *Das geistliche Leben, Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts*, dessen Lehre zusammen: „Und darum, du armer, blinder Mensch, warum urteilst und belehrst du dich selber nicht? Was kannst du wissen, was in deines Nächsten Herzensgrund verborgen ist oder auf welchem Weg Gott ihn gerufen oder geladen habe? ... Wollen wir zu großem, sonderlich fruchtbaren Frieden kommen in Gott, in der Natur und gegen die Welt, so müssen wir mit ganzem Fleiß und Ernst zuerst lernen, alle Dinge zum besten zu kehren und uns lieblich und sanftmütig zu fügen in allerlei Menschen Gebärde, Sitten und Weisen ... Kinder, diese Tugend ist jetzt in vieler Menschen Herzen gar fremd. Jeglicher Mensch sollte barmherzig sein gegen seinen Nächsten, in aller Weise, wie dieser es bedarf. Nicht allein in den Gaben, sondern auch im barmherzigen Ertragen der Fehler seines Nächsten.“ Diese Art von „Toleranz“ gegenüber den Verfehlungen der anderen ist fernab von jeder Gleichgültigkeit: „jeder soll nach seiner Façon selig werden“; sie ist fernab von jeder Überheblichkeit: „bleib in deiner dummen Meinung, sie ist gut genug für dich“; sie ist fernab von jeglichem Pharisäertum: „ich danke dir, daß ich nicht so bin wie jener Zöllner“; sie ist auch fernab von der Art des Indifferentismus, der da meint, es sei doch alles gleich und gleichgültig. Diese „Toleranz“ kennt Werte und setzt sich ein für das Gute bei den Menschen. Aber sie weiß um den Ratschluß Gottes, den kein Mensch ergründen wird; sie weiß um die eigene Hinfälligkeit.

keit. Daraus wächst – psychologisch sehr genau aufgezeigt – das Wissen, daß ein Mensch nur über die in Gott gegründete Haltung des ‚Urteile nicht!‘ zum Frieden mit sich und der Welt kommt.

Die Kette der Zeugen läßt sich ohne Mühe bis zur Gegenwart verlängern; bis zur kleinen Therese, die sie bei der greisen Gründerin des Karmels von Lisieux kennenlernte. Oder bis zu einem modernen russischen Einsiedler, der schrieb: „Das Gewissen wurde uns gegeben, damit wir uns selbst beurteilen; wenn es einen anderen beurteilt, so zeigt dies an, daß es seine Pflicht vernachlässigt.“

Glaubenswahrheit und Tun des Menschen (Exerzitien des Ignatius)

Nicht ohne weiteres vermutet man die Haltung des ‚Urteile nicht!‘ bei Ignatius von Loyola. Dessen bedingungsloses Eintreten für die römisch-katholische Kirchlichkeit legt das Gegenteil nahe. Doch an hervorragender Stelle seines geistlichen Grundentwurfs steht – allerdings in neuer Gestalt – die alte Mahnung. Als Einleitung zu den Exerzitien – nachdem ihr Sinn definiert wurde und bevor noch die Kurzformel ihrer Theologie, das ‚Prinzip und Fundament‘, dargelegt wird – findet sich folgende Vorerinnerung:

Damit sowohl der, der die geistlichen Übungen gibt, wie der, der sie empfängt, einander mehr helfen und nützen, haben sie vorauszu setzen, daß ein jeder guter Christ mehr bereit sein muß, die Aussage des Nächsten zu retten, als sie zu verdammen. Vermag er sie nicht zu retten, so forsche er nach, wie jener sie versteht. Versteht jener sie im üblen Sinn, so verbessere er ihn mit Liebe. Und wenn dies nicht genügt, so suche er alle passenden Mittel, daß jener – sie richtig verstehend – sich rette.

Die Mahnung ist nicht vom Himmel gefallen; aus ihrer Vorgeschichte wurden einige Zeugnisse vorgestellt. Im Hintergrund steht allerdings auch die Anweisung des Herrn bei Mattäus (18, 15 ff) einen sündigen Bruder auf jede mögliche Weise mit der Gemeinde zu versöhnen. Das Evangelium aber lehrt in letzter Konsequenz: „Wenn er aber auch auf die Gemeinde nicht hört, so sei er dir wie der Heide und der Zöllner.“ Anders als bei Ignatius bildet dort die Exkommunikation den Endpunkt. Darüber wird noch zu sprechen sein.

Als Altvater Poimen in einer ähnlichen Frage um Rat angegangen wurde, zog er eine andere Schlußfolgerung: „Wenn er auch so nicht zu gewinnen ist, dann bete weiterhin ohne Beunruhigung zu Gott, daß er ihn ins rechte Geleise bringe und du ohne Sorgen sein kannst.“ Sicherlich stammt auch diese gütige Weisheit aus dem Geist des Evangeliums; in der

folgenden Anekdote paraphasiert Poimen auch ausdrücklich Jak 3, 1: „Den Nächsten belehren, ist das gleiche wie ihn anklagen.“

Zum Mattäus-Spruch besteht aber ein deutlicher Unterschied. Ignatius nun scheint zwischen beiden Möglichkeiten des ‚Urteile nicht!‘ einen neuen Weg zu suchen. Bei Mattäus wird das Urteil des einzelnen in die Urteilsfähigkeit der Gemeinde verwiesen: Richte nicht, die vom Geist geleitete Gemeinde allein hat das Recht zu verurteilen! Abt Poimen hingegen verlegt die Kompetenz in die Möglichkeiten Gottes hinein. Bei Ignatius wird die Unmöglichkeit zu urteilen zum ständigen Ansporn, sich um das Reich Gottes zu bemühen; oder wie er es in seiner aszetischen Sprache sagt: die Aussage zu retten, damit jener sich selbst rette: „*salver la proposición ... para que se salve.*“ In der Sprache der modernen Hoffnungstheologie könnte man sagen, für Ignatius öffne sich das ‚Urteile nicht!‘ in eine vom Menschen zu gestaltende und von Gott garantierte Zukunft hinein. Wer sich für Frömmigkeitsgeschichte interessiert, findet in den drei Möglichkeiten eine dreifache Theologie des „Geistes“: Geist inkarniert in der Kirche – Geist verborgen in der Absolutheit Gottes – Geist tätig im eigenen Tun.

Doch vor theologischen Spekulationen muß diese berühmte Vorbemerkung, mit der G. Hasenhüttl seine Bultmann-Interpretation einleitet, in sich verstanden werden.

H. Rahner schreibt: „Aus einem von Ignacio Iparraguirre zum erstenmal veröffentlichten Text vernehmen wir . . . Ignatius habe die sogenannte Vorbemerkung ursprünglich gegen diejenigen verfaßt, die ihn des Irrtums der Alumbrados ziehen.“ Dieser Verdacht, einer häretischen Sekte zuzugehören, verfolgte Ignatius seit seiner Studienzeit zu Alcalá (April 1526), und spielt noch in „*La crise spirituelle de la Compagnie de Jésus*“, in der spirituellen Krise des Jesuitenordens gegen Ende des Jahrhunderts eine wichtige Rolle (L. Cognet).

Ignatius spricht also als gebranntes Kind, wenn er eine Anweisung gibt, wie man die vielleicht recht ungewohnte Ansicht eines Gegenübers zu „beurteilen“ habe. In einer Vorgestalt der Geistlichen Übungen, den sogenannten „*Exercitia Magistri Joannis*“, wird dies noch eindringlicher eingeschärft und begründet: „Einem jeden hat Gott den Auftrag gegeben, für seinen Nächsten Sorge zu tragen; nach Christi Vorschrift müssen wir ihn so lieben wie uns selbst.“ Die von den Mönchsvätern berufene Solidarität gilt auch für Ignatius.

Aus der bitteren Erfahrung vor den Inquisitionsgerichten hat er gelernt, wie schnell einer mißverstanden wird; wie leicht ein richtiges Anliegen falsch ausgelegt wird; wie schwierig es ist, die persönliche Meinung in die richtigen Worte zu kleiden. Ignatius selbst hat doch Jahrzehnte gebraucht,

um seine Grunderfahrung von Manresa in die richtigen Worte zu bringen; und niemand wird behaupten, daß das Ergebnis, die Exerzitien, ein sprachliches oder theologisches Meisterwerk seien. Gerade dann, wenn es – wie in den Exerzitien – darum geht, die Wendestelle von Erfahrung zur Wortung, von innerem Geschehen zur methodischen Objektivation greifbar zu machen, zeigt sich die Unzulänglichkeit (und zugleich Notwendigkeit!) des menschlichen Sprechens. Die weitere Geschichte der ignatianischen Exerzitien beweist, wie schwierig der Text zu deuten ist, welchen Mißverständnissen Tür und Tor offenstehen und wie falsch er ausgedeutet wurde.

Um so wichtiger aber ist die Mahnung, sich alle Mühe zu geben – in den *Exercitia Magistri Joannis* heißt dies: „jeden Stein in Bewegung zu setzen“ –, die Aussagen des Ignatius und durch die Aussagen sein Anliegen richtig zu verstehen. Das ‚Urteile nicht!‘ der Mönchsväter bekommt einen neuen aktiveren Akzent: Bemühe dich unablässig um die rechte Einsicht, das rechte Urteil.

Hier wird als Grundhaltung vorausgesetzt ein Vertrauen in das aufrichtige Wollen des anderen; mißtrauische Zurückhaltung trübt von vorneherein den Blick. Dieses Vertrauen ist ein anderes Wort für die „Indifferenz“, die dem Exerxitanden den Zugang zur Erfahrung der ignatianischen Exerzitien öffnet. Ignatius vertraute, daß Gott jeden Menschen, der die offene Bereitschaft dazu mitbringt, auf den richtigen Weg führen werde. Die Indifferenz, auf die er sofort nach unserer Vorbemerkung zu sprechen kommt, faßt dies in Worte: Gott, der Sinn des Lebens, und die bedingungslose Offenheit des Menschen zu Gott sind Leitmotiv; darauf baut die Notwendigkeit auf, „uns allen geschaffenen Dingen gegenüber gleichmütig (indifferentes) zu machen“. Das Vertrauen auf Gott schlägt die Klammer um diese Großherzigkeit. Beides gehört psychologisch eng zusammen: Die vertrauende Offenheit zu Gott und die vertrauende Zuversicht, „die Aussage des Nächsten zu retten“. Diese Haltung ist eine Glaubenshaltung und keine menschliche Klugheit: Nur wer in Zuversicht auf Gottes Güte ruht, wird die Kraft haben, dem anderen den Vertrauensvorschuß zu gewähren. Wie im mönchischen ‚Urteile nicht!‘ liegt der Verständnisschlüssel in Gottes Güte.

Bei Ignatius handelt es sich nicht um irgendwelche moralischen Schwächen, über die auch der moderne Christ ein Auge zudrücken könnte. Es geht um den *Casus fidei*, um eine Glaubenswahrheit. Doch auch die mönchischen Sprüche des ‚Urteile nicht!‘ haben einen dogmatischen Hintergrund, den besonders I. Hausherr herausgearbeitet hat. Damals ging es – ähnlich wie in dem Spanien des Ignatius und in seinen Schwierigkeiten vor der Inquisition – um eine Mönchssekte, die eine unantastbare, nicht

mehr sündenfähige Heiligkeit erstrebte, einen „Stand der Vollkommenheit“, in dem die Unvollkommenheit unmöglich war. Diese Gruppe der Messalianer, oder wie sie auch hießen, scheint arrogant und elitär gewesen zu sein; wer das große Geist-Erlebnis, das „Charisma maximum“ erfahren hatte, stand eine Stufe höher als der Rest und konnte deshalb „urteilen“. Und man urteilte auch! Die mönchische Warnung ‚Urteile nicht!‘ wurde natürlich oft genug aszetisch-spirituell verstanden. Doch in ihrem Ursprung, oder in einem ihrer Ursprünge brachte sie eine Haltung ins Wort, wo Rechtgläubigkeit und rechtes Handeln, wo der christliche Glaube an die Sündigkeit aller Menschen und die Erfahrung der eigenen Schuld eins waren. G. Fessard weist darauf hin, daß auch in der Anweisung des Ignatius das Theoretische (die Glaubenswahrheit) und das Praktische (die ehrliche Haltung und das Wohlwollen dem anderen gegenüber) sich durchdringen. Es geht um die *Aussage* des Nächsten; sie soll „gerettet“, also in einem orthodoxen, richtigen Sinn verstanden werden. Und es geht um das *ewige Heil* des andern; er soll „gerettet“ werden, vor Gott und vor seinem Gewissen gerettet, „gerechtfertigt“ dastehen. Jedesmal benutzt Ignatius das gleiche spanische Wort: „salvar“. Das Problem Orthodoxie und Orthopraxie, die Frage nach dem Verhältnis von „rechtem Glauben“ und „rechtem Handeln“ ist gestellt.

... und wird in einer überraschenden Weise gelöst. Bei Ignatius besteht kein Zweifel daran, daß die Orthodoxie, der rechte Glaube an das Dogma und an die theologische Wahrheit, Fundament des rechten Lebens und Handelns ist. Dennoch springt der Sinn im letzten Satz seiner Vorbemerkung – Fessard spricht von „le brusque passage“ – von der Orthodoxie zur Orthopraxie. Darum nur darf es in diesem Gespräch gehen: „daß jener ... sich rette“. Orthodoxie als Mittel zur Orthopraxie könnte man diesen „brüsken Übergang“ benennen. Das Heil des Menschen ist der Zielpunkt jeder Auseinandersetzung um die Glaubenswahrheit und deren rechtes Verständnis.

Man versteht, warum das ‚Urteile nicht!‘ bei Ignatius den seelsorglichen Akzent des „alle passenden Mittel suchen“ erhält. Ignatius selbst steht im unbedingten Glauben an die Botschaft Jesu, wie sie von der Kirche weitergegeben wird. Doch dieser Glaube öffnet sich zur alles umgreifenden Güte Gottes; kein Mensch steht außerhalb des göttlichen Heilswillens; „er will, daß alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“ (1 Tim 2, 4, 6; 4, 10). Und daraufhin geht das Handeln des Menschen aus seinem Glauben.

In diesem Vertrauen auf Gott wird die Alternative überstiegen, ob nun Orthodoxie notwendig sei, damit man recht handle, Orthopraxie übe, oder ob die Orthopraxie das notwendige Kriterium für den rechten Glaub-

ben, für die Orthodoxie sei. Ignatius läßt die dritte synthetische Ansicht sichtbar werden, die schon im mönchischen Spruch von ‚Urteile nicht!‘ lag: Gott will, daß alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Theologisch heißt dies: die absolute Theozentrik (über alles dogmatische Wissen hinaus) eröffnet die Möglichkeit zur absoluten Anthropozentrik (über alles moralische und theologische Urteilen hinaus). In die Alltags-sprache übersetzt ist damit gemeint: Weil für Ignatius (wie für die Mönchstradition) Gottes Macht und Güte größer als jedes menschliche Begreifen sind, kann er sich völlig frei und gelöst in das Abenteuer der Menschlichkeit stürzen, kann er „alle passenden Mittel suchen, daß jener sich rette“. Wer denkt bei diesem Satz nicht an die berüchtigte Maxime: Der Zweck heiligt die Mittel? Richtig verstanden kann auch damit gesagt sein: Der rechte Zweck, nämlich „Das Lob und die Verehrung Gottes unseres Herrn“ (vgl. ‚Prinzip und Fundament‘), gibt die Freiheit, unbekümmert und mutig sich ganz und gar dem Mitmenschen zu widmen.

Man sollte einen solchen Satz aus den Exerzitien nicht überinterpretieren. Aber gerade die Erfahrungen des Ignatius mit den Inquisitionsgerichten und der Häresieverdacht, der ihm über sein Lebensende hinaus anhaftete, geben das Recht, sein Anliegen in die heutige Zeit zu transponieren. Sie erlauben, die ignatianische Grundhaltung unter dem Vorzeichen unserer heutigen, recht ähnlichen Situation zu verstehen. Die lange Überlieferung, die diesen Satz trägt, ist eine Anfrage an uns.

Damals z. B. war es, wie der Dominikanermagister Johannes Nider in der 18. seiner „Vierundzwanzig güldenen Harfen“ beschreibt, ein Merkmal der Alumbrados, der häretischen Begharden, „hoffärtig über andere zu urteilen“. Genau in diesem „elitären“ Bescheidwissen liegt der Trennungsstrich zwischen Ignatius, der unter dem Verdacht des Illuminatentums stand, und den Alumbrados, den Illuminaten. Ignatius hat von Anfang an seine Erfahrungen mit Gott unter die Feuerprobe des Gesprächs, des Gesprächs mit dem Beichtvater, mit der kirchlichen Überlieferung und besonders mit dem Wort der Schrift gestellt. Sein „Charisma maximum“ stellte ihn nicht außerhalb der menschlichen *Glaubensgemeinschaft*, als jemanden, der nun endgültig Bescheid wisse, sondern mitten in sie hinein.

Wer im Gespräch mit Andersdenkenden – innerhalb wie außerhalb des eigenen Glaubens – noch nicht das Ungenügen der eigenen Ansicht erfahren hat, steht noch unterhalb dessen, was Ignatius als rechten Ausgangspunkt für das Geschehen der geistlichen Übungen verlangt, und was er – bei allen zeit- und persönlichkeitsbedingten Abstrichen – auch im eigenen Leben zu verwirklichen suchte. Wer sich sträubt, die eigene Einsicht

und die eigene Erfahrung mit in einen Dialog hineinzunehmen, sie einem Gespräch auszusetzen und auch aufgrund einer Begegnung zu korrigieren, der hat – in ignatianischer Sicht – noch nicht das unbedingte Vertrauen in die Güte und Größe Gottes, das größer bleiben muß als alles, was einer von Gott erfahren kann; der ist noch nicht völlig „indifferent“. Er verwechselt noch die eigene, durch Studium und Erfahrung erhärtete Einsicht mit der einzigen absoluten Wahrheit, mit Gott.

Gewiß ist diese Ausdeutung der Vorbemerkung von der heutigen Zeit beeinflußt; aber es wird einsichtig, wieso Ignatius denjenigen, „der die geistlichen Übungen gibt“, und den anderen, „der sie empfängt“, auf einer Ebene des „einander helfen und fördern“ zusammenbringt – ganz im Gegensatz zur Behauptung von J. B. Lotz über „Begegnung . . . Gespräch . . . Zusammensein, was bekanntlich in den Exerzitien nicht vorkommt“. Man sollte den Exerzitientext nicht zu einer Anleitung zum Sensitivity-Training hochspielen; aber man sollte doch staunen, wie bewußt sich Ignatius war, daß auch (und gerade) innerhalb seiner geistlichen Übungen ein „ gegenseitiges Helfen und Fördern“, ein Gespräch im eigentlichen Sinn, geschehen könne. Er war sogar der Meinung, daß ohne die Bereitschaft, voneinander zu lernen, sich gegenseitig zu bereichern, auch die Bereitschaft, von Gott zu lernen und von ihm gelenkt zu werden, nicht vorhanden ist. Die Einsicht in die Unzulänglichkeit der eigenen Glaubenserkenntnis und das Vertrauen in den alleinigen Fixpunkt des Glaubens, in Gott, gehen Hand in Hand.

Hand in Hand damit geht auch – das sei als letztes angemerkt – der ignatianische Drang zur Aktivität, den anderen, den Gesprächspartner, weiterzubringen in seinem Verhältnis zu Gott, „seine Seele zu retten“. Wer jemals die Erfahrung machen durfte, daß ein überraschender Gesprächsbeitrag die eigene Ansicht, die so tief begründet und erfahren schien, von Grund auf änderte; wer jemals an der religiösen Überzeugung eines anderen Menschen eine neue, persönliche Überzeugungstiefe gewonnen hat, wird die Verantwortung spüren, die aus den Worten des Ignatius spricht. Es darf ganz und gar nicht gleichgültig sein, ob man mit einem anderen in ein Glaubensgespräch kommt oder nicht. Vielleicht ist die Begegnung mit einem anderen Menschen der Weg, auf dem jemand zur erneuten Begegnung mit Gott kommt? Der missionarische Impuls wird geboren aus der Erfahrung um das eigene ständige Ungenügen und aus dem Glauben an den je-größeren Gott (E. Przywara).

Es gibt viele Wege zur vertieften eigenen Überzeugung. Die ignatianischen Exerzitien, der Dialog mit dem Wort Gottes sind einer; die Begegnung mit der Glaubensüberzeugung eines anderen Menschen ist ein anderer. Alle Wege aber treffen sich in der Grundeinsicht, daß Gott immer

größer bleibt als jedes menschliche Wissen und alle Erfahrungen von ihm. Deshalb bleibt der Impuls, sich stets von neuem auf den Weg zu Gott zu machen und stets von neuem anderen auf diesen Weg zu helfen. Aus dieser Gotteserfahrung gelangt Ignatius zur Freiheit im Glaubensgespräch und auch zu dem Mut, sich vorbehaltlos für den Dienst am Reich Gottes zu engagieren.

Aus dem gleichen Grund schließt Ignatius seine Vorbemerkung auch nicht ab mit der kategorischen Feststellung des Evangeliums: „... wenn nicht, so sei er dir wie Heide und Zöllner.“ Der Dialog bleibt offen in die eigene Anstrengung: „so suche er alle passenden Mittel, daß jener – sie richtig verstehend – sich rette.“ Hier hat auch die mönchische Haltung des „Urteile nicht!“ ihren Grund.

Dreifache Offenheit des „Urteile nicht!“ (Situation von heute)

Die Mahnung des Evangeliums, den Gesprächspartner – nach dem Gespräch unter vier und dann unter sechs Augen – vor das Forum der Kirche zu bringen, wenn er unbelehrbar bleibt, auch zu exkommunizieren, aus der Gemeinschaft auszuschließen, stammt aus einer nachösterlichen Gemeindeordnung; ein Vergleich mit der Lukasparallele macht dies fast zur Gewißheit. Aber es ist Wort der Hl. Schrift. Unsere Aufgabe muß es sein, diesen eindeutigen Auftrag „zu urteilen“ mit der entwickelten doppelten Offenheit des „Urteile nicht!“ zu konfrontieren.

Dabei ist nicht zu übersehen, daß auch im Exkommunikationsspruch bei Mattäus eine Offenheit des „Urteile nicht!“ ausgesagt wird. In der ursprünglicheren Parallele bei Lukas fehlt die Anweisung: „... er sei dir wie ein Heide und Zöllner.“ Es wird nur von der gegenseitigen Hilfe und vom Verzeihen gesprochen. Aber auch bei Mattäus wird das Urteilen aus der Kompetenz des einzelnen genommen und der Kirche übergeben. Der einzelne Christ muß sein Urteil über einen anderen Menschen offenlassen.

Die Vorstellung von der Gestalt dieser Kirche, der Jesus die Macht zu binden und zu lösen gegeben hat, hat sich allerdings über die Jahrhunderte hinweg gewandelt. Zur Zeit des Ignatius war sie juristisch; deshalb wurden streng juristische Formen erarbeitet, um die Zugehörigkeit eines Menschen zur Kirche festzulegen oder um andere aus ihr auszuschließen. Ignatius hatte es in seinen Exerzitien nicht leicht, die persönliche Freiheit des: „Urteile nicht, sondern versuche den anderen in die Erfahrung Gottes einzuführen“ und die klaren Normen der Kirche miteinander in Einklang zu bringen. Heute lebt wohl kein Christ mehr mit diesem juristischen Kirchenbild. Heute werden andere Fragen debattiert. Hinter den Streitigkeiten um die Unfehlbarkeit, um die Stellung des Papstes und die der

Bischöfe, um die Möglichkeiten, Glaubenswahrheiten durch Sätze ein für allemal eindeutig zu umschreiben, steht aber auch heute eine Auffassung von der Kirche, der Gott die Wahrheit gegeben hat und in der Gottes Geist die Wahrheit bewahrt.

Man weiß allerdings auch, daß die Gestalt der Kirche nur polar zu umschreiben ist. Man weiß, daß in ihr das Wort und der Geist Gottes gegenwärtig sind; und man weiß, daß Gottes Gegenwart und sein Geist nicht aufgehen in der Kirche. Man weiß, daß die Kirche sich mit dem weiterlebenden Jesus Christus, mit der Sache Jesu gleichsetzen darf; und man weiß zugleich, daß die Kirche dem fortlebenden Jesus gegenübersteht, daß die Kirche sich immer von neuem an der Sache Jesu messen muß.

Das Gleichgewicht zwischen beiden Polen läßt sich auf keine hantierbare Formel mehr bringen. Einerseits hat die Kirche an der „Absolutheit“ von Gottes Offenbarung teil und muß urteilen; andererseits bleibt sie im Gehorsam gebunden an Gottes Auftrag, steht Gott gegenüber, ist „relativ“ zu Gott und gibt deshalb alles Urteilen in dessen Hand. In der Informationstheorie hat man den Ausdruck „Fließgleichgewicht“ geprägt, also ein Gleichgewicht, das nicht ein für allemal festliegt, das auch nicht von einem festgelegten Maßstab her eingependelt werden kann; sondern ein Gleichgewicht, das sich selbst mit den veränderten Gewichten, den neuen Faktoren und Umständen stets von neuem einpendeln muß. Ähnlich verhalten sich die beiden Pole, die die Gestalt der Kirche umschreiben: Kirche, die selbst Kundgabe Gottes ist, und Kirche, die nur Dienerin vor dem größeren Gott sein darf.

In einem solchen Gleichgewicht, das nicht mit irgendwelchen vorgegebenen Maßstäben festzulegen ist, sondern sich selbst finden muß, stehen auch die drei Offenheiten des ‚Urteile nicht!‘ zueinander: die Offenheit auf das Urteil der Kirche; die Offenheit auf die Barmherzigkeit Gottes, die jedes menschliche Urteilen relativiert; und die Offenheit zur Zukunft, die das eigene Bemühen anspornt, und die mit diesem sogar wächst. Welche der drei Offenheiten unseres menschlichen Nicht-Urteilens maßgeblicher ist, läßt sich nicht mehr festlegen. Niemand wird die feste Norm ausarbeiten können, mit der einer sich in ein Glaubensgespräch mit dem Mitmenschen einlassen kann und von vorneherein sicher ist: Hier hört die „Wahrheit“ auf, hier beginnt der „Irrtum“.

Ignatius hat Regeln zur Unterscheidung der Geister ausgearbeitet, die anleiten, dieses Gleichgewicht in der eigenen Entscheidung zu finden; auch er zeigte, daß es nicht mit Normen und Begriffen getan ist, sondern daß der Mensch sich in ein tieferliegendes Gespür hineinbegeben, hineinbeten muß, um dem wirklichen Gott zu begegnen. Er muß lernen hinzuhören auf Wirklichkeiten, die tieferliegen als Sätze und Normen.

Was für die eigene Haltung gilt, hat noch deutlicher im Gespräch und in der Auseinandersetzung mit einem anderen Menschen seinen Platz, also dort, wo die mönchische Weisheit ‚Urteile nicht‘ lehrt. Die festen Normen, die man aus der Tasche ziehen möchte, um die Meinung des anderen zu bewerten, werden in den Gesprächen um Gott, um Wahrheit, um Glaube zweitrangig. Jedermann, der es einmal wagte, ungeschützt – nur im selbstlosen Gottvertrauen – in ein solches Gespräch einzutreten, hat die Erfahrung gemacht: Je mehr er versuchte, das tiefere Anliegen beim anderen herauszuhören, desto mehr erkannte er die Wahrheit einer Meinung, die ihn zuerst befremdete; und desto deutlicher wurde er auch selbst in seiner eigenen Meinung korrigiert oder tiefergeführt. Je mehr er sich mit einem anderen Menschen befaßte (und nicht nur urteilte), desto mehr legte er seine eigene, vorgefaßte Meinung über diesen Menschen ab – und desto mehr wurde er sich auch seiner selbst und seiner Wahrheitssuche bewußt.

Hannah Arendt findet in dieser Offenheit, auf den anderen Menschen hinzuhören, anstatt ihn in Beurteilung und Verurteilung hineinzudrängen, die humane Bedeutung des Jesus-Gebotes vom ständigen Verzeihen: „Nur durch dieses dauernde gegenseitige Sich-Entlasten und Entbinden können Menschen, die mit der Mitgift der Freiheit auf die Welt kommen, auch in der Welt frei bleiben, und nur in dem Maße, in dem sie gewillt sind, ihren Sinn zu ändern und neu anzufangen, werden sie instandgesetzt, ein so ungeheures und ungeheuer gefährliches Vermögen wie das der Freiheit und des Beginnens einigermaßen zu handhaben.“ Nur wenn wir Menschen uns gegenseitig die Vorgabe an Vertrauen machen, die Ignatius als Indifferenz fordert, können wir die eigene Freiheit ergreifen. Nur in der Bereitschaft, „die Aussage des Nächsten (eher) zu retten, als sie zu verdammen“, entsteht eine Atmosphäre der Menschlichkeit, die Verzeihen und Verstehen möglich macht.

Ist das aber nicht schon eine religiöse, eine christliche Haltung? Auch hier gilt das Gebot: ‚Urteile nicht über andere!‘ Man ist schon genügend Nicht-Christen begegnet, die von diesem „Verstehen-Wollen“ geprägt waren. Aber wie könnte es einem Christen verwehrt sein, sich zu fragen, weshalb er den Mut hat, diese Offenheit des ‚Nicht-Urteilens‘ anzustreben? Mut nämlich gehört dazu, sich von allen schützenden Urteilen und Maßstäben zu entblößen und seinen innersten Glauben den Fragen und Zweifeln auszusetzen. Wo anders könnte ein Christ diesen Mut finden als im Grundvertrauen, daß er auf Gottes Güte und Barmherzigkeit setzt? Von Gott nämlich weiß er, daß er mit Maßstäben mißt, die unserem Urteil nicht offenliegen. Vom Gott der Offenbarung weiß er weiter, daß sein Maßstab Liebe und Verzeihen ist. Deshalb kann der Christ es wagen, sich um die Offenheit des ‚Nicht-Urteilens‘ zu bemühen.

Damit aber sind wir zum Ausgangspunkt der Überlegungen zurückgekehrt, zu den Weisheitssprüchen der Wüstenväter. Die Haltung der absoluten Zuversicht in die Barmherzigkeit Gottes – und nicht eine apathische Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal des Nächsten oder gar eine elitäre Distanz zu dem dumm-bleibenden Volk – gab ihnen die ‚Urteile-nicht‘-Aszese ein. Man sollte sich von ihrer drastischen Sprache nicht abschrecken lassen; man sollte hinhören lernen – ohne zu urteilen! – auf die tiefe Menschlichkeit und Christlichkeit, die selbst aus den Anekdoten spricht, die nur negativ, nur zurückweisend formuliert sind.

Vielleicht wird gerade die negative Formulierung mancher der Sprüche zum Stachel im Fleisch – Bertolt Brecht könnte es nennen: literarische Verfremdung –, ein Anlaß dafür, aufgescheucht zu werden aus einer selbstzufriedenen Sicherheit, hinausgetrieben zu werden aus der falschen Glaubensfestigkeit, die in Formeln und Sätzen, aber nicht im Vertrauen auf Gottes Güte ausruht.

In der Bergpredigt heißt es im Zusammenhang des ‚Richtet nicht – Urteilt nicht‘: „Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, den Balken jedoch in deinem Auge wirst du nicht gewahr!“ Th. W. Adorno paraphrasierte dies: „Der Splitter in deinem Auge ist das beste Vergrößerungsglas.“

Eine Wüstenväteranekdote greift die gleiche evangelische Haltung auf, bringt keine gelehrte Erörterung und auch kein geistreiches Bonmot dazu, sondern erzählt einfach. Diese Erzählung enthält die ganze Weisheit, die von verschiedener Seite her zu umschreiben versucht wurde:

„In der Sketis war einmal eine Versammlung wegen eines gefallenen Bruders. Die Altväter sprachen, nur Abbas Prior schwieg. Hernach stand er auf, nahm einen Sack, füllte ihn mit Sand und trug ihn auf der Schulter. In einem Körbchen trug er ganz wenig Sand vor sich her. Die Väter fragten, was das bedeute, und er antwortete: ‚Dieser Sack mit dem vielen Sand, das sind meine Sünden, deren viele sind. Und ich habe sie hinter mich getan, damit sie mir nicht zu schaffen machen, und ich darüber weine. Und siehe, die wenigen Fehler meines Bruders, die sind vor mir, und ich mache viele Worte, ihn zu verurteilen. Es ist nicht in Ordnung, so zu tun, vielmehr sollte ich meine eigenen vor mir tragen und über sie nachdenken und Gott bitten, mir zu verzeihen.‘ Da standen die Väter auf und sagten: ‚Wahrhaftig, das ist der Weg des Heiles!‘“